Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 1

Artikel: Von Ebert bis Hindenburg
Autor: Röpke, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758565

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VON EBERT BIS HINDENBURG

Von Wilhelm Röpke

Durch seine meisterhafte Bismarck-Biographie wie durch sein kraftvolles Buch über Wilhelm II. und sein Zeitalter (das ich selber seinerzeit an dieser Stelle angezeigt hatte) hat sich Erich Eyck einen bedeutenden Rang in der Reihe der Erforscher und Darsteller des letzten Jahrhunderts der deutschen Geschichte erworben, und — wenn man seine besondere kritisch-liberale Note würdigt — sogar einen Rang, den ihm niemand streitig macht. Mit seinem so sicher bewährten Talent des gewissenhaften Historiographen und des klaren und packenden Schriftstellers wendet er sich in seinem neuesten Buche «Geschichte der Weimarer Republik», das gleich den früheren im Eugen Rentsch Verlag (Erlenbach-Zürich und Stuttgart, 1954) erscheint, nunmehr demjenigen Abschnitt der deutschen Geschichte zu, der unmittelbar an die Gegenwart und die entsetzliche Katastrophe des Nationalsozialismus heranführt. Er ist von den meisten von uns in unmittelbarer Weise erlebt und durchlitten worden, und auch der Verfasser kann in seiner Beschreibung kaum weniger aus seinen eigenen Erinnerungen als aus den gedruckten Dokumenten schöpfen.

Das Werk ist auf mehrere Bände angelegt. Der erste, der jetzt vorliegt, endet mit dem Tode Eberts und der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten und umfaßt damit die so ungeheuer schwierigen und stürmischen Anfangsjahre der Weimarer Republik. Sie zeigen, wie das deutsche Volk und seine Führer damals auf die Katastrophe eines verlorenen Weltkrieges geantwortet haben, und die Frage liegt nahe, wie sich die Antwort auf die zweite und noch schlimmere Katastrophe unserer eigenen Tage zu der damaligen verhält. Noch unabweisbarer aber ist eine andere Frage, ob nicht die Art, wie Deutschland auf die erste Katastrophe geantwortet hat, der Anfang der verhängnisvollen Kette gewesen ist, welche, Glied für Glied, zwei Jahrzehnte später zur zweiten Katastrophe geführt hat. Eyck entläßt uns mit dem Eindruck, daß dieses verhängnisvolle Anfangsglied in dem Augenblick ausgeschmiedet ist, da das deutsche Volk es geschehen läßt, daß der ehrliche, tüchtige und vertrauenerweckende Repräsentant

der neuen deutschen Republik, Friedrich Ebert, von gewissenlosen Verschwörern in einen vorzeitigen Tod gehetzt wird, und den politisch schwer belasteten, nach rückwärts blickenden und den Intrigen der Republikfeinde nur allzu zugänglichen Feldherrn des verlorenen Krieges zu seinem Nachfolger wählt. Der Weg des Verhängnisses ist der von Ebert zu Hindenburg — so sieht es Eyck, und es ist schwer zu erkennen, wie man zu einem andern Ergebnis kommen könnte. Nur müßte man hinzufügen, daß dieses Verhängnis kein tückischer Zufall ist, sondern Wurzeln hat, die tief in die Geschichte der Weimarer Republik hinabreichen. Das ist natürlich auch Eycks Meinung, und sie ist die eigentlich tragende Idee des Buches.

Eyck setzt mit Recht dort ein, wo Hybris und Verblendung der herrschenden Militärkaste und der ihnen zugeneigten Zivilkreise die Niederlage und den schließlichen Zusammenbruch der Monarchie immer unabwendbarer machen. Auch wer als Deutscher das alles erlebt und gewußt hat, wer sich längst vom Lügengewebe der Kriegspropaganda befreit und diese Tragödie im rechten Lichte zu sehen gelernt hat (was in der Regel später darüber entschied, ob man ein leichtes Opfer der nationalsozialistischen Versuchung wurde), wird sein Gedächtnis mit Nutzen durch Eyck auffrischen lassen und sich, durch seine zusammenhängende Erzählung erschüttert, noch einmal fragen, wie in aller Welt neben so viel Tüchtigkeit und Ehrlichkeit im einzelnen so viel Dummheit, Untüchtigkeit und Lüge im ganzen haben bestehen können.

Es ist unfaßlich, wie ein großes Volk damals regiert und in den Abgrund gerissen worden ist, und gewiß liegt dem Bismarck-Biographen die Frage nicht weniger nahe als manchem seiner Leser, ob diese Krise des Reiches — die lange vor 1914 begonnen hat — seinem Schöpfer nicht ein Zeugnis ausstellt, das seine historische Gesamtleistung fragwürdig macht. Zu diesem Kapitel nur ein einziges Detail, das ich, weil es vielleicht unbekannt geblieben, aus eigener Erinnerung beisteuere.

Es ist bekannt, daß, als 1917 der von Ludendorff geführten Fronde endlich der Sturz Bethmann-Hollwegs gelungen war, ein völlig unbekannter Ministerialbeamter namens Michaelis zum Reichskanzler ernannt wurde. Wie war Wilhelm II. darauf verfallen, diesem völlig unerprobten Kapitän das Steuer des Schiffes in höchster Seenot anzuvertrauen? Darüber hat mir vor vielen Jahren, als wir beide unter dem Kanzler Brüning in einer Reichskommission zusammenarbeiteten, der damalige Vorgesetzte von Michaelis, der Leiter der deutschen Kriegsernährung, Dr. v. Ba-

tocki, ein ungewöhnlich kluger und sympathischer Mann, in einer stillen Stunde das Folgende anvertraut:

Michaelis — so erzählte mir Batocki — war irgendwann im Frühjahr 1917 bleich zu ihm gekommen, um ihm zu beichten, daß ihm als Leiter der Reichsgetreidestelle ein verhängnisvoller Fehler unterlaufen sei. Die Vorräte reichten nicht bis zum neuen Erntejahr, und, da die Zivilrationen bereits die Hungergrenze erreicht hätten, bliebe nur eine Herabsetzung der Heeresration als Rettung. Batocki antwortete ihm, daß er diese Suppe gefälligst selber auslöffeln und ins Hauptquartier reisen solle, um Hindenburg und Ludendorff zu gewinnen. So geschah es, aber das schließliche Ergebnis war für Batocki völlig unerwartet. Offenbar, so sagte er mir, habe die weiche Untergebenenart, mit der Michaelis den Zorn der Gewaltigen über sich ergehen ließ, ihnen den Eindruck gegeben, daß dies der für sie rechte gefügige deutsche Reichskanzler sei, und so las Dr. Batocki denn eines Morgens in der Straßenbahn auf dem Wege zum Amt, daß Michaelis, sein eigener Beamter, Reichskanzler geworden sei. Nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, versammelte er das Personal des Kriegsernährungsamtes, um mitzuteilen, daß dank einem Entschluß des Kaisers ihrem Amte die außerordentliche Ehre widerfahren sei, in der Person des Geheimrats Michaelis den Kanzler des Deutschen Reiches zu stellen, und wenn man sie, die Mitglieder dieses Amtes, nach seinen Qualitäten fragen sollte, so erwarte er von einem jeden, daß er nur das Beste und Ehrenvollste über ihn zu sagen wisse. «Exzellenz, das kann ich nicht!» rief ein ehrlicher junger Beamter aus, und nur mit Mühe, so sagte mir Batocki, war es ihm gelungen, dieses edle Füllen zu bändigen.

So sah es hinter den — noch obendrein höchst schäbigen — Kulissen aus, und dem entsprach das Ende jenes gräßlichen Krieges. Die Republik, die ihm folgte, aber hatte nicht nur die ganze Erbschaft des Zusammenbruchs anzutreten, nicht nur mit der Erbarmungslosigkeit der Sieger zu kämpfen, sondern obendrein noch das Los, sich gegen die Summe von Bosheit, Dummheit und Arroganz behaupten zu müssen, mit der die für den Zusammenbruch Verantwortlichen und, ihnen folgend, weite Kreise des Volkes gegen die junge Republik und ihre ersten — unsicheren und oft fehlerhaften — Schritte einen Widerstand entfesselten, den man nur als permanenten Bürgerkrieg bezeichnen kann. Eyck läßt aber diese Jahre in ihrer Gräßlichkeit noch einmal mit Meisterhand an uns vorüberziehen. Vieles, was unserem Gedächtnis entfallen, lebt dabei wieder auf, und mancher neue Strich wird unserem Bilde hinzugefügt. Da ersteht eine Figur wie Hugo Stinnes wieder vor

uns, wie er in monumentaler Verständnislosigkeit auf der Konferenz von Spa jeden Ansatz an gutem Willen bei Lloyd George vernichtet; da erleben wir das Drama jener Osternacht in Genua, in der selbst ein so kluger Mann wie Rathenau für die verhängnisvolle Rapallokonferenz des nächsten Tages gewonnen wird, einen jener Kolossalfehler, die kaum jemals zu sühnen sind. Da ermessen wir, welches Unheil ein einzelner Mann wie Maltzan — ein Diplomat, der in charakteristischer Weise maßlos überschätzt worden war — hat anrichten können, und auch die leider keineswegs harmlosen, wenn auch durch seine Verdienste vielfach aufgewogenen Schwächen Stresemanns werden uns deutlich gemacht. Noch einmal lassen wir uns erschüttern, wenn Eyck uns von der schrecklichen Verrohung weitester Kreise berichtet, die in den Morden an Erzberger und Rathenau und in der Genugtuung gipfelt, mit der sie von den durch Verhetzung Verwirrten aufgenommen wurden. Und in dieser selben Zeit versinkt der deutsche Mittelstand in den Hochfluten der Inflation.

Nicht alles an diesem großen Bilde, das uns Eyck entwirft, ist gleichen Lobes würdig. Seine Theorie der deutschen Inflation ist unzulänglich, und man bedauert, daß er dafür nicht die Mitarbeit eines Nationalökonomen gesucht oder das Standardwerk Bresciani-Turronis herangezogen hat. Sein unitarischer Liberalismus wird diejenigen, die umgekehrt den Föderalismus für eine wesentliche Garantie einer freien und den stets überwuchernden Staat bändigenden Form der Gesellschaft halten, auch dann nicht überzeugen, wenn Eyck die Purzelbäume des bayrischen Partikularismus jener verrückten Zeit der verdienten Verdammung preisgibt. Auch die Art, wie er die Gewichte im Disput der Deutschen und ihrer Sieger gerecht zu verteilen sucht, befriedigt nicht immer. So halte ich es — um ein Beispiel zu nennen — für bedenklich, den Deutschen, die das Recht zum Anschluß Oesterreichs aus dem von Wilson verkündeten Selbstbestimmungsrecht der Völker ableiteten und dieses Prinzip nun auch einmal zu ihren Gunsten angewandt wissen wollten, zwar nicht die Logik, aber den politischen Sinn zu bestreiten. Natürlich war das Anschlußstreben romantische Verkennung der politischen Wirklichkeit, die sich in der unglücklichen deutsch-österreichischen Zollunion der Aera Brüning-Curtius — von der der internationale Finanzkrach des Jahres 1931 seinen Ausgang nahm — besonders unheilvoll auswirkte. Aber wenn man das ausspricht, so kann man es gerechter- und logischerweise nicht tun, ohne jenes Wilsonsche Prinzip — gleich anderen — als elende Phraseologie zu demaskieren, die eben nur so weit angewandt wird, wie sie nützt, und damit den Anspruch verliert, moralisch ernst

genommen zu werden. Hatten die Deutschen unrecht, die Lage des Besiegten zu verkennen und sich auf das Selbstbestimmungsrecht zu berufen, so die Alliierten nicht minder unrecht, ihren realistischen Kriegszielen den löcherigen Mantel eines solchen moralisierenden Prinzips umzuhängen und sich zu entrüsten, wenn die Deutschen sie in einem Einzelfalle beim Wort nahmen.

Es ist eben heute immer ernstlicher zu fragen, ob das eigentliche und fatal fortwirkende Unglück nicht darin zu sehen ist, daß im Jahre 1917 der Erste Weltkrieg seinen geistig-moralischen und damit auch seinen materiell-militärischen Charakter völlig ändert und aus einem Krieg, der auf allen Seiten (mit der möglichen Ausnahme Rußlands) mit ehrlicher und keineswegs unbegründeter Ueberzeugung für die nationale Selbstbehauptung geführt wird, ein Krieg wird, in dem es plötzlich um Ideologien, Missionen und «Kriegsziele» geht. In demselben Jahre, in dem in Deutschland die Anhänger der Friedensresolution — das war ihr meistens verkannter Sinn — paradoxerweise als Männer der Linken den konservativen, ursprünglichen und begrenzten Charakter des Krieges gegen seine revolutionäre Umdeutung durch die Annexionisten und Kriegszielfanatiker zu behaupten suchen, treten auf der Gegenseite drei Männer auf den Plan, Lloyd George, Clemenceau und Wilson, die auch hier dem Krieg die ganze Unerbittlichkeit und Unbegrenztheit eines Kampfes um nachträglich propagierte «Kriegsziele» und für politische Glaubenssätze geben. Es sind Männer unverkennbar jakobinischen Geistes, die jetzt vom Weltkrieg als einem «Kreuzzug» sprechen und das Banner von Ideologien entrollen, die mit dem Ursprung des Krieges wenig mehr zu tun haben, und eine neue Aera, unheilvoller noch als die bisherige, einleiten. Wer die Welt «safe for Democracy» machen will und das Selbstbestimmungsrecht der Völker proklamiert, sollte — wenn er eben politischen Wirklichkeitssinn hätte — wissen, daß er damit eine Weltrevolution entfesselt, die in hundert Jahren kaum zu Ende gehen kann. Sind wir heute nicht sicher, daß der Friede — und ein besserer und dauerhafterer Friede — schon 1917 hätte geschlossen werden können, wenn nicht (auf der Seite der Alliierten eben durch die genannten Männer) die Kriegführenden mit der neuen und unvernünftigen Wut von Ideologiebesessenen eine letzte und entsetzliche Runde begonnen hätten?

Ich bin nicht gewiß, mit solchen Betrachtungen auf die Zustimmung des von mir sehr verehrten Verfassers rechnen zu können, und vielleicht ist er sogar ein wenig erschrocken, wenn ich hinzufüge, daß es mir mit der Bestrafung der Kriegsverbrecher nicht besser als mit den anderen Kreuzzugsprinzipien beschaffen zu sein

scheint. Man hätte unter der Weimarer Republik wünschen sollen, daß die Deutschen von denen, die den Krieg zu Verbrechen benutzt hatten, wie von Aussätzigen abgerückt wären und sie nach gemeinem Recht bestraft hätten, ohne Rücksicht darauf, ob es auf der anderen Seite auch geschah oder nicht, und daß sie es nicht taten, ließ den Untergrund ahnen, aus dem später das Dritte Reich emporstieg. Aber es ist etwas anderes, zu fragen, ob man die modernen Kriege zu Strafexpeditionen machen soll, bei denen die Verbrecher — und es gibt leider keinen Krieg ohne «Kriegsverbrecher» — trotz eines *allgemeinen* moralischen Prinzips, in dessen Namen sie verfolgt werden, immer nur auf der besiegten Seite gefunden und bestraft werden. Und es versteht sich, daß die Aussicht, im Falle der Niederlage zugleich zum Angeklagten und möglicherweise Gehängten zu werden, den ideologischen Kriegen unserer Zeit die Wildheit von Bürgerkriegen geben muß. Auch hier wird internationaler Moralismus in seinen ungewollten und unbedachten Folgen zur Quelle schlimmster Demoralisierung. Was mit moralischem Utopismus begonnen, endet schließlich in grinsendem Zynismus.

Das alles hat mehr mit der Geschichte der Weimarer Republik zu tun, als es zunächst den Anschein hat. Sie hat ja das Unglück gehabt, sich entwickeln und behaupten zu müssen in einer Welt, die auf Jahre hinaus durch den ideologischen Charakter des Krieges bestimmt war, wozu übrigens auch die Tatsache gehört, daß jetzt zum ersten Male der Wahrspruch der Geschichte über den Ursprung des Krieges in einem Artikel des Friedensvertrages vorweggenommen wurde. Und als die harte Hand der Sieger leichter wurde und das internationale Leben in halbwegs normale Bahnen zurückkehrte, wollte es das Unglück, daß die Aera Ebert der Aera Hindenburg Platz machte. Was das bedeutete, wurde zunächst durch die Jahre wiedergekehrter Prosperität verdeckt, bis es in der Großen Krise der Dreißiger Jahre offenbar wurde. Das Ende war Hitler.

Wenn wir aber zum Schluß noch einmal auf jene erste Phase der Weimarer Republik zurückblicken, die uns Eyck so eindrucksvoll und mit sicherer Hand in all ihrer Verwirrung und Verrohung zeichnet, so muß jedem Unterrichteten nur um so klarer zum Bewußtsein kommen, wie völlig unvergleichlich die politische Atmosphäre ist, in der die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges — deren Saat damals unter der Weimarer Republik von ihren hirn- und herzlosen Gegnern gesät wurde — das deutsche Volk zurückgelassen hat. Deutschland ist heute dasjenige Land, in dem alles, was Ideologie, Demagogie, Phrase und Fanatismus heißt, den aller-

geringsten Kurs hat. Es gibt keinen Flaggenstreit, keinen erbitterten Kampf um die Staatsform, keine unversöhnlichen Verschiedenheiten der Meinungen über die innere oder die äußere Politik, und selbst die Auseinandersetzungen über die Wirtschaftsform vollziehen sich in einer Atmosphäre der Gelöstheit und Entspanntheit, die den meisten europäischen Ländern fremd ist. An den deutschen Universitäten wird studiert und friedlich diskutiert, nicht randaliert oder der Bürgerkrieg organisiert. Im deutschen Parlament sitzt kein einziger Vertreter jener extremen Parteien, die damals die Weimarer Republik desorganisiert und schließlich gelähmt und vernichtet haben. Wenn man Heuß, Adenauer, Erhard oder Schäffer mit den besten Führern der Weimarer Republik vergleichen will — ein Vergleich, der nur zugunsten der ersten ausfallen kann —, so schaut man sich vergeblich nach den Generälen, Richtern, Parteien, Condottieri oder Zeitungen um, die ihnen das Leben sauer machen könnten, wie sie Ebert, Rathenau oder Erzberger verfolgt und gehetzt haben.

Die beiden Nachkriegsperioden sind in der Tat so völlig unvergleichlich, daß man geradezu Mühe hat, eine Parallele auch nur von untergeordneter Bedeutung ausfindig zu machen. Daran muß jeder Versuch, die Deutsche Bundesrepublik als eine Art von Neuausgabe der Weimarer Republik auszugeben und *darauf* düstere Prognosen zu gründen, von vornherein scheitern. Es kann nur die Unwissenheit oder den schlechten Willen solcher Korrespondenten, die sich leider vor allem in England, dem neuen Heimatlande Eycks, finden, beweisen. Man kann ihnen nur den Rat geben, beispielsweise irgendein Sitzungsprotokoll des Reichstags der Weimarer Republik mit einem solchen des Bonner Bundestages zu vergleichen. Das Beste freilich wäre, wenn sie Eycks vortreffliches Buch über die Weimarer Republik lesen und dann nach Deutschland reisen und dort die Augen aufmachen würden — ohne ihr Herz ganz verschlossen zu halten.